

Aufgestöbert: In »Hefte für ostasiatische Literatur« Nr. 23, 11/1997, fanden wir folgende Rezension von Prof. Dr. Wolfgang Schamoni, die wir mit seiner freundlichen Genehmigung hier in SOMMERGRAS nachdrucken:

Wolfgang Schamoni

**Wiederkäuende HaiKühe in der Schwebbahn
oder: Über die schrecklichen Folgen von BSE in der Reclam-Bibliothek**

Geistige Zuckerbäcker liefern kandierte Lesefrüchte.

Karl Kraus: Sprüche und Widersprüche.

Wien 1924, S. 189

Ich muß gestehen, meine Allergie gegen alles, was mit Zen zu tun hat, nimmt langsam monströse Formen an. Gegen Zazen rebellieren meine Beine; Tanzen war mir schon immer ein Greuel; unter Zensuren leide ich seit meinem sechsten Lebensjahr, und den Zentralismus bekämpfe ich seit meiner Geburt. – Haiku und Verwandtschaft (haijin, haibun, haiga etc.) lösen bei mir ebenfalls Hautreizungen aus, vor Heiligen und Haifischen habe ich panische Angst, gegenüber High Fidelity hege ich abgrundtiefes Mißtrauen und mein Wohnsitz in Heidelberg erscheint mir auch nicht mehr ganz sicher. In dieser Situation sehe ich nun ein Buch vor mir mit dem aufreizenden Titel:

Zen und Haiku

oder

Mu in der Kunst HaiKühe zu hüten

nebst anderen Texten

für Nichts und wieder Nichts

Mit 10 Abbildungen und 18 Kalligraphien.

Der Autor: Günter Wohlfart. Erschienen bei Philipp Reclam jun. in Stuttgart und erhältlich in jeder guten Buchhandlung.

Was ist da passiert? Konnte sich hier jemand nicht entscheiden, worüber er schreiben sollte? Über Zen oder über Haiku? Oder hatte ein Verlag die Idee, zwei Dinge, die sich gut verkaufen, zusammenzutun, in der Hoffnung, daß sich das Ergebnis doppelt gut verkauft? Oh nein, die Gründe liegen (wie so oft in

Deutschland) tiefer: der Verfasser, Professor in Wuppertal, glaubt, beides sei ein und dasselbe.

Nachdem die deutsche Literatur mit den Merseburger Zaubersprüchen eigentlich einen in die richtige Richtung weisenden Anfang genommen hatte, entwickelte sie sich leider – wie allgemein bekannt – dank solcher Viel-, Breit- und Langschreiber wie Schiller und Grass konstant in die falsche Richtung (Friedrich von Logau und Christoph Lichtenberg kämpften vergeblich für die Würze der Kürze). Nach der Öffnung Japans und dem sich bald nach der Jahrhundertwende daran anschließenden Großangriff marodierender Handlungsreisender in Sachen Haiku (»Leute, kauft Haiku, die kürzesten Gedichte der Weltliteratur!«) wurde auch bei uns die Form des Haiku ein echter Renner: Haiku sind nicht nur kürzer als alles, was wir in Europa bis dato gehabt haben (einschließlich griechischer Epigramme, walisischer Englynion und bayrischer Schnaderhüpferl), sie sind auch BILLIGER: Lyrik zum Nulltarif. Wenig Wörter, noch weniger Grammatik, ein Metrum, das jeder in Nullkommanix versteht und vor allem – Abstinenz von allen Dingen, die uns das Leben vermiesen: Arbeitslosigkeit, Politik, Atomkraftwerke und Autos. Stattdessen: Kiefernwind und Moos, Mondschein und Gänseblümchen. Ich persönlich ziehe durchaus die Gänseblümchen der Politik vor und den Mondschein den Autos. Aber irgendwie funktioniert das nicht so, wie es sollte, wenn man bei Mondschein von einem Auto überfahren wird, oder wenn einem die Politiker die Gänseblümchen vergiften.

Nun, Haiku hat sich durchgesetzt¹ und wurde eine Größe, mit der nicht zu spaßen ist. Inzwischen gibt es eine deutsche (wie auch eine englische, französische, niederländische, spanische etc.) Haiku-Gemeinde, die auf das vorliegende Buch zweifellos sehnsüchtig gewartet hat. Parallel zum deutschen Haiku entwickelte sich auch Zen (gesprochen wie »Linsensuppe« ohne »lin« und »suppe«) zu einem Verkaufsschlager², wobei wohl auch hier der Nulltarif das Faszinosum darstellte: Religion ohne einen Gott, der einem im Nacken sitzt und mit allen möglichen Geboten auf die Finger klopft. Es war da nur ein

1 Wer starke Nerven hat, kann die Frühgeschichte des deutschen Haiku in Ingrid Schusters *China und Japan in der deutschen Literatur* (Bern/München 1977) nachlesen. Einige nützliche Informationen und Gedanken bei Dietrich Krusche: »Das japanische Haiku in Deutschland« (in: Ders.: »Literatur und Fremde«. München 1985).

2 Eine kritische Darstellung der frühen Zen-Propaganda im Westen bei Bernard Faure: *Chan Insights and Oversights*. Princeton N. J. 1993, Kap. 2: »The Rise of Zen Orientalism«.

kleiner Schritt (den bereits Suzuki Daisetsu eingeleitet hat) bis zur Behauptung, beides sei das gleiche.

Aber: das Buch ist da und will gelesen werden. Noch dazu in der Reclam-Bibliothek erschienen, in der inzwischen alle Literaturen Asiens auf zusammen 18 lieferbare Titel³ geschrumpft sind (meist sogenannte »Weisheit«)⁴ jener Reclam-Bibliothek, in der die modernen Literaturen Asiens keine Chance haben (vgl. Peter Hoffmann: »Weinen vor der Hühnersuppe«, in: Hefte für Ostasiatische Literatur Nr. 14), jener Reclam-Bibliothek, von der man trotz allem immer noch so etwas wie Klassiker oder einen gesicherten Vorrat von beständiger Literatur erwartet. Aber nix von Klassiker – und das ist auch wieder sympathisch: das Buch kommt leicht daher und nimmt sich selbst nicht so schrecklich ernst, d.h. es tut so, als ob es sich nicht so ernst nähme. Der Verfasser hat das Honorar sicherlich ernst genommen, der Verlag nimmt die Verkaufszahlen zweifellos ernst und die Verkäuferin im Buchladen hat von mir ganz ernst 8 DM verlangt. Auch der fehlende Zeigefinger ist zunächst nicht unsympathisch: das (selbstgebastelte?) Motto lautet: mihi ipsi scripsi (für latinumlose Leser: »Die Leser können mir mal den Buckel runterrutschen«) – aber warum dann drucken lassen? Rätsel über Rätsel!

Das Buch besteht in seinen prosaischen Teilen aus einem Aufsatz »Kleine unwissenschaftliche Vorschrift zum Zen-Weg«, der im wesentlichen eine Zitatensammlung ist, einem »tractatus poetico-philosophicus« über das »Hüten von Haikühen«, der eine reine Zitatensammlung ist, und zwei Aufsätzen über Basho (sic! »Der Einfachheit halber wurde auf die japanischen Längenstriche verzichtet.« S. 12, Anm. 2 – Wie wär's, wenn Sie der Einfachheit halber auch auf die Ö- und Ü-Punkte verzichteten, Herr Gunter Wohlfart?), in denen auch viel zitiert wird. In den eingestreuten poetischen Teilen begegnen wir selbstgezeugten HaiKälbern (anzuerkennen ist hier, daß sich der Autor nicht der im Deutschen unsinnigen 5-7-5-Form unterwirft). Das Ganze wird dekoriert mit

3 Inzwischen – 2007 – sind es nurmehr 15 lieferbare Titel. [Anm. Gerhard P. Peringer]

4 Wer sich darüber informieren will, um wieviel intelligenter Japan mit der Reclam-Bibliothek umgegangen ist als Reclam mit Japan, sei verwiesen auf Regine Mathias: »Reclam in Japan. Universal-Bibliothek und Iwanami-Bunko« (in: Dietrich Bode, Hrsg., *Reclam – 125 Jahre Universal-Bibliothek 1867-1992*. Stuttgart 1992) und Asa-Bettina Wuthenow: »Exkurs: Die Iwanami-Bibliothek« (in: Wolfgang Schamoni et al., Hrsg., *Buch und Literatur in Japan 1905-1931*. Heidelberg 1990).

eingestreuten japanischen Kalligraphien, die auf S. 180 als durchweg tief-sinnig entschlüsselt werden (und zwar teilweise – auch über die »eingesparten« Längenstriche hinaus – falsch: der Satz auf S. 132 liest sich z.B. »Seijin na nashi« und nicht »Sei Jin Nashi Na«). Um es kurz (nicht schmerzlos) zu machen, seien – auch wenn dies dem Zen-Geist widersprechen sollte – einige das Buch durchziehende Monita aufgelistet:

1. Der Meister-Gestus stößt unangenehm auf. Der Leser wird mit wahren Bergen von Weisheit von Zhuangzi und Dōgen, Hakuin und Nietzsche, Hölderlin und Bashō, Meister Eckhart und Meister Bankei, E. Fromm und Y. Hoffmann (wer ist das?) zugeschüttet und darf sich sogar an einem Zitat aus »Bassuis 4. Brief an den Zen-Meister Iguchi« delectieren. Sie alle sprechen zum Leser als »Meister« aus dem historischen Vakuum heraus, d.h. vorzüglich im Präsens. Nirgends wird dem Leser gesagt, wer diese Leute sind (Chinesen und Japaner sind oft nicht so leicht zu finden in hiesigen Nachschlagewerken). Er hat keine Chance zu überlegen, ob nicht eine Äußerung von Dōgen, einem der großen religiösen Denker des japanischen 13. Jahrhunderts, vielleicht doch ein anderes Gewicht hat als die Meinung eines amerikanischen Zen-Adepten des 20. Jahrhunderts. Ich weiß, ich weiß: sowas fragt ein echter Jünger nicht. Aber der Autor zitiert alle diese Leute als Autoritäten. Da möchte der Leser wenigstens ansatzweise gesagt bekommen, worin sich deren Autorität gründet.

2. Der Meister-Gestus wird ergänzt (und abgesichert) durch den Wissenschaftler-Gestus: Bei der Lektüre des zweiteiligen Aufsatzes über Bashō (»Froschsprung-Wasserton« und »Zikadenzirpen«) muß der Leser sich durch wahre Bombenhagel von literarisch-gelehrten Zitaten (mit gelehrten Anmerkungen) hindurchkämpfen: Kafka, Kierkegaard, Nietzsche und Wittgenstein, Heidegger und (!) Wohlfart, Cicero und Quintilian (natürlich werden nur die lateinischen Titel angegeben). Da der Autor den Leser auch mit jeder Menge japanischer und chinesischer Begriffe überfällt, wird dieser ganz klein ob so viel Gelehrsamkeit und um so bereiter, die unter dem wissenschaftlichen Puderzucker verborgene McDonald-Semmel zu schlucken.

3. Tiefsinn zieht durch das ganze Buch wie die Wolkenstreifen auf alten japanischen Bildrollen, wobei der »tractatus« – wie gesagt eine reine Zitatensammlung (die Zitate ohne Verfasserangabe gehen wohl auf den Autor selbst zurück) – eine ganz besonders dichte Tiefsinnsnebelbank ist, vor der alle Hoch- und Tiefflieger gewarnt seien. Sie besteht aus viel Schaum (*Im Haiku werden die Dinge zu »Präsenten.« – »durchduftet von Soheit.«* Nishida), wenig Konkretem

(*Das Haiku ist konkret*. D. Krusche), einer Botschaft an alle, die sich wegen ihrer Arbeitsplätze Sorgen machen (*Haiku tells us »to welcome whatever happens next«* J. Cage) und Lieschen Müllers Vorstellung von der Lyrik (*Das gute Haiku ist nicht gemacht, sondern geworden, gewachsen. Es glückt. Es macht sich. Der Weg des Schreibens macht sich beim Schreiben.* – ohne Verfasserangabe).

4. Nicht nur wird (was bei uns allerdings eine allgemeine Unsitte ist) der chinesische Chan-Buddhismus nur unter seiner japanischen Aussprache (Zen) geführt: darüber hinaus noch verwandeln sich fast alle Chinesen in Japaner, denen man ihren eigentlichen Namen gelegentlich in Klammern hinterherschickt. Es bleibt völlig unerfindlich, wieso man in einem deutschen Buch die Namen von chinesischen Persönlichkeiten in ihrer japanischen Gestalt nennen muß. Es sei denn man folgt der Wienerischen Volksstimme, die schon 1914 wußte: »Alle Kineser san Japaner« (Karl Kraus: *Die letzten Tage der Menschheit*, Akt 1, Szene 1).

5. Von schlichter Faulheit zeugt die Angewohnheit, Zitate aus englischen Büchern gelegentlich ganze Seiten! – einfach in Englisch zu übernehmen (S. 20). Die dummen Leser soll'n sich das halt selber übersetzen. So erleben wir Bashō oder Zhuangzi mal Deutsch mal Englisch sprechend. Warum werden dann in der Reclam-Bibliothek überhaupt noch Übersetzungen aus dem Englischen veröffentlicht? Wieviel Papier könnte man sparen, wieviele Bäume würden gerettet! Aber vielleicht kann man nur so schnell genug Bücher für den nach immer neuer Fast Food lechzenden Markt produzieren.

Wie ist so etwas möglich? Ein Grund (neben der tatsächlich bestehenden Nachfrage, die zu befriedigen ein heiliges Gebot des Kapitalismus ist) ist sicherlich, daß die »Japanologen« (um hier nur den Punkt »Haiku« anzusprechen) allzu selten an die Öffentlichkeit gehen, bzw. lange selbst den Markt mit Haiku voller Fröschelein, Knäblein und Hüttlein beliefert haben. Dazu kommt, daß »Japanologen« häufig nur die Nase rümpfen über nicht-japanologische Haiku-Übersetzungen und keine Rezensionen hierzu veröffentlichen. Nur so ist zu erklären, daß z.B. in eben jener Reclam-Bibliothek der unerträgliche Haiku-Band von Ulenbrook, der bereits 1960, 1963 und 1979 in anderen Verlagen erschien, unverändert 1995 noch einmal gedruckt werden konnte (d.h. erweitert um eine Bibliographie und eine Widmung: »Den im Geiste Verwandten«). Bei Licht besehen, ist das vorliegende Buch von G. Wohlfart auch nichts anderes als das alte Haiku-Elend auf einem gehobeneren rhetorischen Niveau.

Angesichts der enormen Schwierigkeit, chinesische und japanische Literatur an den Verlag und den Leser zu bringen, erfüllt es mit Bitterkeit, daß eine Serie wie die Reclam-Bibliothek solche Bücher in die Welt schickt. Solche Bücher sind nicht nur überflüssig: sie verstärken die Mauer, die hierzulande das Verständnis von ostasiatischen Literaturen, Religionen und Philosophien behindert – einschließlich von Zen und Haiku (der Rezensent gesteht, daß er – trotz der erwähnten Allergie gegen alles, was mit Zen oder Haiku zu tun hat – irgendwo im Hinterkopf heimlich immer noch den Verdacht bewahrt, daß Chan/Zen und Haiku – jedes für sich! – ernst genommen⁵ zu werden verdienen).

Günter Wohlfart: Zen und Haiku oder Mu in der Kunst HaiKühe zu hüten nebst anderen Texten für Nichts und wieder Nichts. Mit 10 Abbildungen und 18 Kalligraphien.

181 Seiten. Stuttgart: Philipp Reclam jun., 1997, ISBN: 3-15-009647-2.

5 »Ernst nehmen« heißt auch: kritisch betrachten. Da es im deutschen Sprachraum offenbar keine gegen das Haiku gerichtete Kritik gibt (oder doch? Ich wäre für Hinweise dankbar), sei hier auf den japanischen Romanisten Kuwabara Takeo verwiesen, der 1946 den Aufsatz *Daini geijutsuron* (»Eine Kunst zweiten Ranges«) veröffentlichte. Eine englische Übersetzung von Kano Tsutomu und Patricia Murray findet sich in Kuwabara Takeo: *Japan and Western Civilization*. Tōkyō 1983. Dieser Aufsatz kritisiert das Haiku von einem modernen (bürgerlich-autonomen) Kunstbegriff aus und ist sicherlich selbst wiederum kritikwürdig. Eine Auseinandersetzung mit dem Aufsatz lohnt jedoch auf jeden Fall.